

## **Pfarrersein in den neunziger Jahren\***

### *Vorbemerkungen*

Haben Sie herzlichen Dank für die Anfrage, über Pfarrersein in den neunziger Jahren im Zusammenhang der größeren Thematik Volkskirche zu berichten. Die Anfrage bietet Gelegenheit, mir selbst über die Arbeit im Personaldezernat in den letzten acht Jahren Rechenschaft zu geben.

Die neunziger haben zwar schon begonnen, aber wer wagt vorherzusagen, was sich tun wird? Schon morgen kann alles anders sein.

### *Eingrenzungen*

Ich möchte mit einigen persönlichen Bemerkungen beginnen. Geboren bin ich in Breklum an der Westküste Schleswig-Holsteins. Zuhause sprachen wir plattdeutsch; Kirche, Mission, Pastoren und Lehrer erlebten wir hochdeutsch.

Ich habe das Glück gehabt, von Anfang an zwei Lebensbereiche kennenzulernen und sowohl in der Nachbarschaft als auch in der Kirche auf Menschen zu treffen, die mich beeindruckt und die mir weitergeholfen haben.

Zwölf Jahre lang bin ich Gemeindepastor gewesen. Anschließend war ich vier Jahre Referent in der Kirchenleitung, seit acht Jahren vertrete ich das Personaldezernat, zuständig für über 1 500 Pastorinnen und Pastoren.

„Pfarrersein in den neunziger Jahren“ – meine Überlegungen dazu beziehen sich in erster Linie auf die Nordelbische Kirche. Wie sich die Situation in den Kirchen der neuen Bundesländer entwickelt, ist schwer vorauszusagen. Ich rechne damit, daß die Angleichung schneller erfolgt als wir annehmen.

Ein Urteil über das Pfarrersein in den Niederlanden, im Baltikum oder in Polen traue ich mir nicht zu, obwohl ich natürlich bestimmte Hoffnungen und Erwartungen hege.

---

\* Gehalten am 16. 1. 1991 in Bad Segeberg auf der Tagung des Martin-Luther-Bundes zum Thema „Ende der Volkskirche – zurück zur Volkskirche.“

### *Erwartungen*

Ich erwarte, daß lutherische Kirchen auch in der Diaspora Volkskirchen bleiben oder doch volkscirchliche Züge bewahren und bewähren.

Volkskirche als Kirche für das Volk hängt nicht von prozentualen Anteilen ab. Eine Kirche kann auch bei einem Anteil unter 50 % oder unter 30 % an der Wohnbevölkerung Volkskirche bleiben; ja selbst unter 10 % müßte dies möglich sein.

Ich stehe der Volkskirche nicht unkritisch gegenüber. Der Zwang zum Konsens in der Volkskirche kann lähmend wirken. Nicht selten ist die Volkskirche von einer Häresie der Harmlosigkeit bedroht. Ich plädiere für Volkskirche als Institution der Freiheit, in der jeder seine Nähe zur Kirche selbst bestimmen kann.

Verliert allerdings die Volkskirche die Kraft oder den Willen, sich auf die Seite der Opfer zu stellen, hört sie auf, Kirche Jesu Christi zu sein.

### *Ekklesiologische Voraussetzungen*

Bei der Vorbereitung bin ich auf empirische Untersuchungen, auf Hochrechnungen und Einzelbeobachtungen zum Thema gestoßen, die für sich alle „wahr“ sein mögen, die aber doch erst in einem Gesamtbild oder auf dem Hintergrund eines solchen Bildes Sinn und Bedeutung erlangen. Mir ist deutlich geworden, daß ich mich bei meiner Darstellung wesentlich von meiner praktischen Arbeit und von meinem Kirchenbild und Glaubensverständnis leiten lasse.

Ich kann nicht absehen von den Gemeinden, den Pfarrstellen und den Vikaren, die wir auf Pfarrstellen bringen. Ich kann nicht verhehlen – und will es auch gar nicht – daß ich die vielen Theologiestudenten und -studentinnen, die Vikarinnen und die Vikare als Segen wahrnehme. Ja, es macht mir Freude, mit ihnen zu arbeiten. Im übrigen ist mir aufgefallen, daß die Pastoren, die jetzt den „Pastorenberg“ bilden und in den nächsten Jahren pensioniert werden, zur Zeit des Dritten Reiches geboren sind. So verbirgt Gott seine Saat. Er läßt sie wachsen, wenn wir nichts davon ahnen. Aus den bisherigen Darlegungen ziehe ich zwei Folgerungen:

1) Pfarrerbild und Kirchenverständnis bedingen sich gegenseitig. Pastor und Gemeinde, Pastor und Mitarbeiter, Pastor und Kirchenvorstand kommen immer miteinander in den Blick.

2) Ich kann nicht vom Pfarrersein sprechen, ohne meine ekklesiologischen Voraussetzungen zu benennen. Ein isoliertes Pfarrerbild zu erheben, ist nicht sinnvoll.

## *Biblische Wegweisung*

Christus gebietet seinen Jüngern, zu wachen und zu beten.

„Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallt! Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ „De Geist hett goden Willen, aber *de Minsch is man kümmerli*“ (Mt 26,41).

Wachen und Beten sind Grundfunktionen von Kirche. „Wachen“ und „Beten“ gehören zusammen. Beide Begriffe interpretieren sich gegenseitig.

Sie beschreiben in komplementärer Weise den Vorgang geistlicher Wahrnehmung. „Wachen“ verstehe ich als ein aufmerksames, gespanntes Hin-hören; „Beten“ als ein mutiges Aussprechen, zu Wort kommen lassen, zur Wirklichkeit bringen, wozu der Beter ermächtigt wird.

„Wachen“ bezieht sich auf die rezeptive Seite, „Beten“ auf die aktive Seite der Wahrnehmung.

„Wachen“ und „Beten“ kommt dem nahe, was Martin Luther „erglauben“ nennt (vgl. Christian Möller, Lehre vom Gemeindeaufbau Bd. 2, Göttingen 1990, „Kirche erglauben“, S. 268–275).

Man könnte diese Art der Wahrnehmung auch als ein erschaffendes Sehen oder als schöpferisches Schauen bezeichnen.

„Wachen und Beten“ bringen beides zum Ausdruck: die Konzentration und die Weite geistlicher Existenz, die uns in der Taufe geschenkt ist.

Den Jüngern und mit ihnen allen Nachfolgerinnen und Nachfolgern wird aufgetragen, zu wachen und zu beten, weil sonst niemand der Versuchung standhält.

Die Versuchung besteht darin, mehr sein zu wollen als eine Gemeinschaft der Wachenden und Betenden. Darum gilt es, die Doppelstrategie des Verführers zu durchschauen und zu durchkreuzen. Die eine Versuchung heißt, zuschlagen, statt zu beten; die andere, einschlafen statt zu wachen, im Dunkeln bleiben, statt zu bekennen.

Petrus unterlag beiden Versuchungen. Er macht auch unsere Gefährdungen deutlich.

Darum soll das Thema nach beiden Seiten entfaltet werden.

Teil I: *Wachen* und Beten – gegen die Versuchung der Müdigkeit

Teil II: *Beten* und Wachen – gegen Erfolgsdruck und Machbarkeitswahn

Wachend und betend warten die Knechte auf ihren Herrn, bis er wiederkommt und seine Herrschaft vor aller Welt offenbart.

## *Der Herrschaftswechsel ist geschehen*

Die Ohnmacht der Machthaber tritt jetzt schon zutage. Sie sind fähig zum Krieg, aber nicht zum wirklichen Frieden. Die Kämpfe dauern an. Wir geraten in Versuchung, der Streitmacht der Menschen mehr zuzutrauen als der Friedensmacht Gottes.

Wir erleben Besetzungen psychischer und militärischer Art, Besessenheit und dämonische Gebundenheit, gegen die wir machtlos sind, Bindungen, die nur im Gebet durchbrochen werden. Wir dürfen uns jetzt schon zu Gebeten ermächtigen lassen, die uns in Gottes schöpferische Kraft hineinziehen.

Wachen und Beten bleibt Gabe und Aufgabe der Kirche, Aufgabe und Gabe der Pastorinnen und Pastoren in den neunziger Jahren.

## **I. Wachen und Beten**

### *1. Der Pastor als Beter*

Man kann nicht behaupten, daß „Wachen und Beten“ an erster Stelle genannt werden, wenn nach Merkmalen von Kirche gefragt wird. Dieses Ergebnis ändert sich auch nicht, wenn man das Bild des evangelischen Pfarrers erhebt.

Der evangelische Pastor engagiert sich, er nimmt seine Sache ernst, er geht den Menschen nach, er setzt sich für Notleidende und Außenseiter ein, er ist Zeitgenosse, er wirkt menschlich. Er ist Prediger und Seelsorger, aber als Beter wird er im Unterschied zu seinem römisch-katholischen Kollegen nicht dargestellt. Zu dieser Feststellung gelangt eine Untersuchung zum Pfarrerbild in Literatur, Funk und Fernsehen der letzten Jahre.

Ich vermute jedoch, daß viele Menschen – Gemeindeglieder und Außenstehende – die unausgesprochene Erwartung hegen, daß der Pastor betet: für sich und andere, fürbittend, stellvertretend, priesterlich.

### *2. Wachsein heißt leben*

Woher kommt es, fragt Thoreau, daß der Mensch mit seinem Tag so wenig ausrichtet? Seine Antwort: „Er ist nie richtig wach. Wäre er nicht von Schläfrigkeit übermannt gewesen, hätte er etwas geleistet.“ (Henry D. Thoreau, *Walden oder Hüttenleben im Walde*, Zürich <sup>2</sup>1988 [Originalausgabe Boston 1854], S. 135)

Thoreau ging in den Wald, weil ihm daran lag, mit Bedacht zu leben. Er wollte nur mit den Grundtatsachen des Daseins zu tun haben und sehen, ob er nicht lernen könne, was es zu lernen gibt, damit ihm in der Stunde des Todes die Entdeckung erspart bliebe, nicht gelebt zu haben. Thoreau entdeckt im Wald das Wunder des Erwachens, den Morgen, den denkwürdigsten Teil des Tages. Er bringt seine Entdeckung auf die kurze Formel: „Wachsein heißt leben“.

Aber er gesteht auch: „Ich habe noch nie jemand getroffen, der ganz wach war. Wie hätte ich ihm ins Angesicht zu schauen vermocht?“ (a. a. O., S. 136)

Sein Fazit:

„Wir müssen lernen, zu erwachen und wach zu bleiben, nicht durch mechanische Hilfsmittel, sondern durch eine unendliche Erwartung des Frühlichts, die uns auch im tiefsten Schlaf nicht verläßt“ (ebd.).

Mich erinnert dieses Fazit an Reden und Gleichnisse Jesu.

— Sich vorbereiten auf das Fest des Lebens, würden wir heute sagen.

— Wach sein, zur Hochzeit aufbrechen, heißt es im Neuen Testament.

Neue Sehnsucht weckt alte Bilder:

Wach werden, richtig wach sein, wach bleiben, auch wenn wir das Licht am Ende aus der Hand geben. Mit anderen unterwegs sein, wach und gespannt auf das Kommen unseres Herrn warten, seine Gewißheit wach halten, sein Licht weitergeben.

### 3. Das Wort weckt auf

Ich fürchte, heute regt der Wald nicht mehr zu frommer Meditation an. Uns berührt das Sterben der Bäume. Der weite Himmel – Sinn und Geschmack für das Unendliche? Uns schreckt das wachsende Ozonloch. Bilder veralten, Gestalten der Angst und Zeichen der Hoffnung haben ihre Zeit.

Jung und lebendig bleibt nur das Wort. Gottes Wort veraltet nicht, es verblaßt nicht mit der Zeit, es öffnet Raum und Zeit, weckt auf, schafft und macht lebendig.

Ich erinnere an die Bibelarbeit:

Mt 20 – das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg. Es wirkt in vielen Sprachen. Heute erleben wir z. B., wie es auf tschechisch, dänisch oder plattdeutsch anspricht.

Mir kommt es so vor, als antworte das Gleichnis unmittelbar auf unsere Fragestellung. Pfarrersein in den neunziger Jahren könnte dann auf plattdeutsch heißen:

Dor is Arbeit nuch.  
 Dor wart ok betahlt.  
 Man dat geht nich na Tarif.  
 Denk an de Fierabend!

(nach Joh. Jessen)

Sich vom Wort wecken lassen, wachend und betend aufs Wort achten – Leben im Wort wahrnehmen und Leben im Wort weitergeben – in diesen geistlichen Regelkreis zieht uns Gottes Wort hinein.

#### 4. Lachen macht wach

Angesichts der Friedensgefährdung, angesichts erschreckender Zahlen, die ein schwindendes Interesse und eine abnehmende Beteiligung am kirchlichen Leben „belegen“, angesichts sogenannter Realitäten kann uns das Lachen vergehen. Humor aber ist, wenn man trotzdem lacht. Der Humor kommt dem „Dennoch“ des Glaubens nahe. Das Lachen in der Kirche war nie verboten. Osterlachen ist dafür ein schönes Beispiel. Pfarrersein in den neunziger Jahren sollte auch bedeuten: Pastoren können über sich selbst lachen, ja sogar über den Tod!

Uns sülsen utlachen ...

Harr scheußli regent. Dat Water stunn blank op'e Straat. De Jungs buuten Dämme, spälten mit Schmuder un Schiet un marken gar nich, dat de Paster stahn bleef.

„Na Jungs“, sä he, „was macht ihr denn da?“

„Sühs dat nich“, geeben de to Antwort.

„Wi buun een Kark!“ „Richdi“, meen de Paster, „da steht der Turm, das sind wohl die Fenster, ja, sogar an das Kreuz und die große Tür habt ihr gedacht. Nur eines fehlt noch. Den Pastor habt ihr vergessen.“

„Nä“, sä de Jungs, „dat hem wi nich. Wi harrn bloots nich Schiet nuch (genug) för em.“

Mehr sin wi nich as een Handvull Schiet – aber in Gott sien Hand vull vun Leev un Leben!

De Doot utlachen ...

In der Kirche auf Nordstrand soll es ein Bild gegeben haben, auf dem die Opferung Isaaks dargestellt wird. Abraham zückt jedoch nicht wie sonst auf Bildern üblich sein Messer, um Isaak zu töten; er zielt mit einem alten Vorderlader auf seinen Sohn. Das Pulver liegt auf der Pfanne.

Der tödliche Schuß kann jeden Augenblick losgehen. Doch da schwebt ein kleiner Engel ins Bild, un mit sien lüttje Pielehahn mak he dat Scheetpulver natt.

Drunter steht: He strullt em Water op de Pann. Nu lat em scheeten, wenn he kann.

Die Nordstrander freuen sich, daß der Tod nicht mehr zum Zug kommt. Osterlachen auf plattdeutsch!

### 5. Die sich rufen lassen

Die „Wachen“ hatten es vorausgesehen: zuerst gab es nicht genug Pastoren, danach zu viele.

Vor 25 Jahren mußte man in Kiel im Kirchenamt um Pastoren betteln.

Als wir in unserer Gemeinde einen zweiten Pastor anstellen wollten, hieß es: schickt uns einen Theologiestudenten!

Dann weckte uns ein Wort auf: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“ (Mt 9,38) Die Aufforderung haben wir wörtlich verstanden. Wir beteten um Mitarbeiter. Jetzt sind sie da – und – machen uns Mühe.

Es seien zu viele, heißt es. Die Kirche könne doch nicht alle nehmen, doch nicht eine Stunde, bevor die Arbeit im Weinberg aufhört.

Nicht kirchlich sozialisiert, wenig belastungsfähig. Zu gesellschaftspolitisch orientiert, sagen die einen, zu gleichgültig gesellschaftlichen Fragen gegenüber, sagen die anderen; zu wenig religiös geprägt, charismatisch fixiert. Kurzum zu bunt, zu weltlich, nicht nach unseren Vorstellungen.

Wie ist die Wende zu erklären? Ich denke, die Vermutung trifft zu: der Zulauf zur Kirche bzw. die Entscheidung für den Pastorenberuf beruht oft nicht auf einer geistlichen Erweckung, sondern läßt sich auf eine bestimmte Bildungspolitik zurückführen.

### 6. Zahlen

Dazu einige Zahlen:

Geschätzt: Vor 1980 über 1 200 Pastoren.

Höchststand der Vakanzen. 1990 über 1 500 Pastorinnen und Pastoren.

Genau: 30. 6. 1983 Personalbestand: 1 378.

30. 6. 1992 Personalbestand: 1 561.

1983: Unbesetzte Pfarrstellen: 164; echte Vakanzen: 64.

1992: Unbesetzte Pfarrstellen: 153; echte Vakanzen: 74.

Der Personalbestand hat sich deutlich vergrößert. Die Zahl der Dauervakanzen ist gesunken, die der echten Vakanzen ist fast gleich geblieben. Signifikant ist die Veränderung bei den Pastoren ohne Pfarrstellen. Die Zahl ist von 9 (1983) auf 46 (1990) bzw. 49 (30. 6. 1992) angewachsen.

### 7. Der Frauenanteil

Der Anteil der Pastorinnen wurde 1983 noch gar nicht gesondert aufgeführt. Er liegt inzwischen bei 14,78 % und steigt überproportional durch den geringen Frauenanteil bei Pensionierungen und den hohen Frauenanteil bei Übernahmen ins Vikariat und in den Probendienst. Von den 82 Theologen-Ehepaaren sind 9 jeweils voll beschäftigt. 39 Ehepaare teilen sich eine Stelle. 23 Pastoren (6 Pastoren, 17 Pastorinnen) stehen in Teildienstverhältnissen.

Steigen wird in Zukunft:

- der Frauenanteil (17,30 % am 30. 6. 1992),
- die Zahl der teilbeschäftigten Pastorinnen und Pastoren,
- die Zahl der Pastorinnen und Pastoren ohne Pfarrstelle, d. h. die Zahl der Pastoren in PEP-Stellen (PEP = Personalentwicklungsplanung), Projekten und Sonderaufgaben.
- Zunehmen wird sowohl die Zahl der Pensionierungen als auch der Neueinstellungen.

Das heißt, das Bild der Pastorenschaft der Landeskirche verändert sich zusehends.

In manchen Kirchenkreisen gibt es mehr Pastoren zur Anstellung im Probendienst als Lebenszeitpastoren.

Pfarrstellen werden sehr häufig nicht durch Ausschreibung und Bewerbung, sondern durch Zuweisung eines Pastors zur Anstellung besetzt.

Keine Frage: das Pfarrerbild der neunziger Jahre wird von den jungen Theologinnen und Theologen bestimmt, die seit 1980 verstärkt ins Amt gekommen sind und noch kommen.

Der Trend wird sich noch durch die nachdrängenden Vikarinnen und Vikare verstärken. Sie sammeln sich in der sogenannten Warteschleife nach dem 1. Examen. Ihre Zahl steigt bei uns z. Z. auf über 160, d. h., die ersten gehen auf eine zweijährige Wartezeit zu.

Diese Entwicklung wird jedoch nicht weitergehen.

Der Pastorenberg nimmt ab. Die westdeutschen Hochschulen melden für den Bereich der Theologie deutlich zurückgehende Zahlen bei den Studienanfängern.

Man redet schon wieder davon, daß es nötig sein wird, in absehbarer Zeit Theologiestudenten zu werben.

In der Zwischenzeit – d. h. in den neunziger Jahren – kommt auf Gemeinden und Kirchenkreise, auf ältere Kolleginnen und Kollegen, insbesondere aber auf Pröpste und Fortbildungsbeauftragte eine erhebliche Integrationsaufgabe zu.

Die Diskussion des Pfarrerbildes ist ein Indiz dafür, daß das bisherige Bild nicht mehr feststeht. Was hat sich verändert?

### 8. Pastorenberg – Segen oder Last?

Zunächst sollte man sich nicht von Horrormeldungen schrecken lassen. Vikare protestieren gegen „heile Welt im Pastorat“ – nun gut, die hat es im Pfarrhaus nie gegeben.

„Es gibt keine christlich-ethisch verbindlichen Formen von Partnerschaft, Beziehungen und Sexualität. Die Ehe kann nicht die einzige im Pfarrhaus gelebte Form von Partnerschaft sein.“

Daß Vikare solche Thesen vertreten, zeigt nur, was uns bevorsteht an Gesprächen und Bemühung um Integration.

Dennoch bleibt es dabei: Die jungen Frauen und Männer sind erbetene Mitarbeiter, ein Segen, den viele nicht mehr erwartet haben, Segen, um den wir beneidet werden, Segen, den wir einbringen dürfen, mit dem und an dem wir auch arbeiten sollen. Ich freue mich auf die junge Generation.

**WACHSEIN** heißt sehen, was ist, im Licht der Verheißung.

### Veränderungen im Pfarrerbild

#### a) Motivation

Die Motive, Theologie zu studieren, sind vielfältiger, vielleicht auch undeutlicher geworden. Als Beispiele wären zu nennen:

- Begegnung mit der Bibel,
- Suche nach der Wahrheit,
- Persönliche Glaubensentscheidung,
- Religiöses Erlebnis,
- Lebendiges menschliches Vorbild,
- Interesse an Theologie als Wissenschaft,
- Wunsch, in der Kirche zu wirken,
- Gesellschaftsverändernd tätig zu sein,
- sich helfend für Menschen einzusetzen.

(Vgl. Der Beruf des Pfarrers/der Pfarrerin heute. Ein Diskussionspapier zur V. Würzburger Konsultation über Personalplanung in der EKD, November 1989, S. 4.)

Ein Ausbildungsdezernent stellt fest: der Pastorenberuf wird stärker im Kontext anderer Berufe gesehen und prinzipiell mit anderen Berufen verglichen (Bericht über die Konsultation „Berufsbild des Pfarrers heute“, 28. 2.–2. 3. 1990 Hofgeismar, S. 3).

Das reformatorische Verständnis der „vocatio externa“ stoße bei der jungen Theologengeneration auf Ablehnung. Schon Einstellungsgespräche würden als Zumutung empfunden. Auf den ersten Blick sieht es so aus: Geistliches Leben, gestalteter Glaube, Frömmigkeit scheinen aus dem Alltag und der Sprache auch der nachwachsenden Theologen auszuwandern. Schaut man genauer hin, ergibt sich ein anderes Bild. Nachdem ein neuer Zugang zum Abendmahl gefunden wurde, gewinnt jetzt auch die Taufe gerade bei den Jungen an Bedeutung.

Daß in der ersten Freude über das Abendmahl auch wichtige Aspekte des Sakraments übersehen werden – das Gemeinschaftserlebnis überlagert das Herrenmahl, Sündenverständnis und Beichte treten zurück – will ich gar nicht leugnen. Aber ich bin sicher, die Freude am Sakrament öffnet den Zugang zum verbum externum. Das Wort will gesagt, bezeugt, ausgerichtet, vertreten sein. Das Evangelium läßt sich nicht verschweigen. Der Schritt vom verbum externum zur vocatio externa liegt nicht so fern. Hier lohnt ein Gespräch zwischen Alten und Jungen.

## b) Ehe und Familie

Veränderungen im Verhalten und im Rollenverständnis von Pastorinnen und Pastoren scheinen zuerst im Bereich „Ehe und Familie“ aufzufallen. Die Jungen kritisieren die Vorbildfunktion des evangelischen Pfarrhauses. Sie wehren sich gegen die Zumutung, in Haus und Familie eine heile Welt vorzuleben. Man wünscht sich eine deutliche Unterscheidung zwischen „dienstlich“ und „privat“. Ehescheidungen sollen nicht zu dienstlichen Konsequenzen führen.

Das Pastorenehepaar alter Prägung findet man kaum noch. Beide Ehepartner sind berufstätig. Dies trifft für die meisten jüngeren Pfarrfrauen zu. Bei den Pfarrmännern gilt dies noch häufiger – zumal dann, wenn Pastorinnen aus eben dem Grund eine Teilbeschäftigung suchen. Die Doppel- und Dreifachbelastungen (Amt/Beruf, Ehe, Kinder) führen zu Überforderungen.

18 Monate Erziehungsurlaub tangieren das Verhältnis Pastor/Pastorin/Gemeinde. So lange Ausfallzeiten lassen sich nur begrenzt durch Vertretung überbrücken.

## c) Veränderung des gesellschaftlichen Kontexts

Die Vermutung liegt nahe, daß neuzeitliche Entwicklungen zu einem tiefgreifenden Autoritätsverlust des pastoralen Amtes führen.

Es ist jedoch erstaunlich, daß trotz

- Privatisierung der Religion,
- Dauerkritik an allen Institutionen,
- fehlender Zubringerdienste (Elternhaus, Schule, Öffentlichkeit),
- Abwanderung pastoraler Funktionen,
- Normenzerfalls (Zwang zur Häresie, weil der Bezugsrahmen seine Plausibilität verliert, aus dem die Normen ihre normative Kraft beziehen) der Pastorenberuf in der Öffentlichkeit (auch empirisch nachweisbar) so hoch eingeschätzt wird.

Die eigentliche Gefahr kommt aus der Kirche, kommt von den Pastoren selbst. Wenn sie die empirischen Daten nicht mehr im Licht der Verheißung wahrnehmen, sondern mit den Augen des Unglaubens betrachten, sich an die sogenannte Realität halten und dem Trend nachgeben, dann entwickeln die sogenannten Fakten eine eigene negative Dynamik. Der Pastor zieht sich in Kleingruppenarbeit zurück und verliert das Ganze aus den Augen. Er weicht dem theologischen Gespräch aus, weil er angeblich keine Zeit mehr hat, Theologie zu treiben. Es entsteht in der Pfarrerschaft ein Hang zum Individualismus.

„Auf Ablehnung stößt die Erwartung, Generalist sein zu müssen“ (Konsultation in Hofgeismar 1990). Man sucht das Heil in Spezialisierung und Professionalisierung.

Mit diesen kritischen Bemerkungen soll kein falscher Gegensatz zwischen Kontemplation und Aktion aufgerissen werden. Im Gegenteil, Wachen und Beten, Beten und Wachen beschreiben eine unmittelbare Betroffenheit, in der gespannte Aufmerksamkeit und entschlossenes Tun noch ineinander liegen. Kommt geistliches Leben aus dieser Einheit, spricht nichts gegen professionelle Spezialausbildung, wie sie seit langem z. B. im Bereich der Seelsorge angeboten wird.

Bevor wir uns der aktiven Seite geistlicher Wahrnehmung, d. h. dem Beten zuwenden, werfen wir kurz einen Blick auf die andere Seite, auf das Verhältnis Pastor – Gemeinde.

## d) Veränderung im Gemeindebild

Die Zahl der Pastoren nimmt zu, die Zahl der Gemeindeglieder nimmt ab. Das bedeutet, der Pastor hat nicht mehr für 4 000 Gemeindeglieder zu

sorgen. Der Schnitt in der Nordelbischen Ev.-Luth. Kirche liegt bei 2 300. In Baden waren es 1986 1 860 und in Bayern 1 680.

Die Zahl dürfte in den kommenden Jahren noch weiter abnehmen. Im Hinblick auf die pastorale Versorgung verbessert sich die Situation. Daraus folgt jedoch nicht, daß die Pastoren immer weniger zu tun haben.

Die Bemühung um den einzelnen wird aufwendiger. Der Weg von der zugeschriebenen zur erworbenen Mitgliedschaft verlangt einen hohen Preis. Aber auch andere Faktoren spielen eine Rolle: Traf der Pastor früher auf dem Land bei einem Besuch drei Generationen an mit sieben, acht Gemeindegliedern, findet er in der Wohnung heutzutage oft nur einzelne, Singles.

### e) Pastoren – Kirchenvorstand und Mitarbeiter

Die Pastorenkirche nimmt ab. An ihre Stelle ist leider nicht die lebendige Gemeindekirche getreten – das Priestertum der Getauften – sondern der Kirchenvorstand und der Kreis der haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Der Pastor übt sich als Manager. Motivierung der Mitarbeiter, Team- und Konfliktfähigkeit sind gefragt. Doch diese Bemühungen allein befriedigen nicht. Selbst wenn sich das Arbeitsklima günstig entwickelt, selbst wenn von Montag bis Freitag fleißig geschafft wird, läßt sich die Enttäuschung nicht verbergen, wenn die Mitarbeiter dem Gottesdienst auf Dauer fern bleiben.

Impulse zum Gemeindeaufbau gehen von Pastoren und Mitarbeitern aus, die aufeinander zugehen und zu einem spirituellen Trägerkreis zusammenwachsen.

## II. Beten und Wachen

### 1. Notwendigkeit des Gebets

Einstiegsfrage:

Was hat Jesus befähigt, das Heilswerk Gottes Fischern und Zöllnern zu überlassen, ihnen die Zukunft Gottes und die Zukunft der Welt anzuvertrauen und dabei ruhig und gewiß zu bleiben, obwohl er seine Jünger genau kannte? Gebet und Vertrauen zu Gott? Dann gibt es auch für uns keinen anderen Weg, um nicht von einer Versuchung in die andere zu fallen. Ohne Gebet unterliegen wir dem Leistungsdruck und dem Machbarkeitswahn.

Erfolg – Erfolgsdruck – Erfolgskontrolle heißen die Götter unserer Zeit. Mit diesen Göttern haben auch Pastoren zu kämpfen. Man findet kaum einen Pastor, der sich nicht überlastet fühlt. Je geringer der Erfolg oder je nachweisbarer der (scheinbare) Mißerfolg, desto massiver der Erfolgsdruck. Pastoren versuchen dem Erwartungsdruck durch nachweisbare Leistung nachzukommen. Dabei sollen sie etwas leisten, was nicht zu „leisten“ ist, sondern nur geschenkt und angenommen werden kann. Sie sollen etwas planen und umsetzen, was sich jeder Erfolgskontrolle entzieht.

Ich nenne vier Felder, die für das Pfarrersein in den neunziger Jahren von Bedeutung sein dürften.

1. Der Pfarrer soll in der Lage sein, seine eigene Glaubensgeschichte und die Geschichte seiner Gesprächspartner mit der Geschichte der Kirche, d. h. mit der Geschichte Jesu zu verknüpfen.

2. Es wird erwartet, daß der Pastor auf Menschen zugehen kann. Er sollte dialog- und kommunikationsfähig sein, sich so verhalten, daß sich auch andere angenommen wissen – nicht zuletzt seine Mitarbeiter und seine Familie.

3. Über die kommunikative Fähigkeit hinaus sollte er missionarisch wirken, d. h. er sollte fähig sein, theologische Themen zu elementarisieren, Zeugnis abzulegen und Antworten zu geben, die binden und befreien, öffnen und verdichten; Glauben wecken und gestalten, Gottesdienst, Absolution, Heilung und Segen erschließen.

4. Auch sollte er gelernt haben, sinnvoll mit seiner Zeit umzugehen, Aufgaben zu planen, zu delegieren und zu begleiten, professionell und rationell mit Finanzen, Recht und Verwaltung umzugehen.

## 2. Vierfache Kompetenz

Man spricht in diesem Zusammenhang von vierfacher Kompetenz, die von den künftigen Theologinnen und Theologen erwartet wird:

1. von theologischer Kompetenz, d. h. über Kenntnis christlicher Tradition zu verfügen und Rechenschaft abzulegen über den Wahrheitsanspruch unseres Glaubens;

2. von kommunikativer oder spiritueller Kompetenz, d. h. durch eigenes Verhalten, durch spirituelles Leben glaubwürdig zu sein;

3. von missionarischer Kompetenz;

4. von kybernetischer Kompetenz. (Vgl. zum Ganzen: V. Würzburger Konsultation über Personalplanung in der EKD, S. 26–34.)

### 3. Kompetenz oder Gebet

Nach meiner Ansicht kann man noch am ehesten im kybernetischen Bereich sachgemäß von Kompetenz sprechen. Unter theologischen, kommunikativen und missionarischen Gesichtspunkten dagegen suggeriert das Reden von Kompetenzen eine Vorstellung, als ob es doch möglich sei, der Erfolgserwartung und dem Erfolgsdruck durch irgendwelche Fähigkeiten nachkommen zu können. Diese Vorstellung übersieht, daß sich selbst empirische Ergebnisse verändern, wenn wir die Thematik unter dem Gesichtspunkt des „Wach-seins“ und des Gebets angehen. Kompetenzen suggerieren Stärken und Fähigkeiten. Dabei wissen wir, daß es auch eine gewinnende „Schwäche“ gibt (Paulus). Kompetenzen reichen nicht. Umkehr wäre nötig. Umkehr aber ist ein Geschenk Gottes. Er bittet uns, seine Umkehr zu uns anzunehmen.

### 4. Soziologisches oder geistliches „Wahrnehmen“

Untersuchungen über sich abzeichnende Tendenzen in der Kirche lassen sich grundsätzlich auf doppelte Weise führen: aus der Blickrichtung des Mangels oder in der Perspektive des Reichtums. Geht man vom Mangel aus, kommt man auf Phänomene wie Austritte, Erosionsprozesse und Traditionsabbruch. Die entsprechenden Gemeindeaufbauprogramme laufen dann mehr oder weniger auf eine Aktivierung und Verlebendigung von Gemeinde hinaus. Setzt man dagegen beim Reichtum an, entwickelt sich ein Denken, das auf einen verheißungsorientierten Gemeindeaufbau hinausläuft.

Dabei sollen die Mängel nicht verschwiegen werden, eher noch deutlicher gesehen werden. Im Licht der Treue Gottes, im Wissen darum, daß Gott die Korinther in allen Stücken reich gemacht hat, wird das Defizit in Korinth noch schmerzlicher. Aber im verheißungsorientierten Ansatz behält die Liebe das letzte Wort.

Was wir brauchen, ist keine feststellende, abschneidende Wahrnehmung, sondern eine aufbauende und ermächtigende. Die Daten über gottesdienstliches Verhalten sind nicht in der Lage, die stets in Bewegung befindliche Wirklichkeit von Kirche zu erfassen. Im Gegenteil: Existieren erst einmal die festgestellten Daten und Zahlen, üben sie auch ihre Wirkung aus... „und werden entweder zur Beute von Kirchenstabilisierern“ „oder zur Beute der Volkskirchenverächter“ (Christian Möller, *Lehre vom Gemeindeaufbau*, Bd. 2, Göttingen 1990, S. 277).

### 5. Von den Sechzigern zu den Neunzigern

Ein kurzer Blick zurück kann uns die Augen für neue Perspektiven öffnen.

— Bis 1965 bestimmte die hermeneutische Theologie die Diskussion. Die Exegese dominierte. Pro und contra Entmythologisierung hieß das Thema.

— Bis 1975 gewann die politische Theologie an Einfluß. Theologie hat nur so viel Wert, wie sie zur Veränderung der Verhältnisse beiträgt (Theologie der Befreiung als eine Spielart politischer Theologie).

Kann man sagen, dies sei das Jahrzehnt der systematischen Theologie gewesen?

— Bis 1985 holte uns die Pastoralpsychologie ein. Die Humanwissenschaften kamen zum Zug. Die praktische Theologie war gefragt.

— Jetzt vermute ich eine Rückkehr zur Ekklesiologie. Mit den Stichworten Pluralität und Integration verbindet sich die Frage, ob die Theologie ihre konsensbildende Kraft verloren hat. Spiritualität und Oekumene, der Raum des Glaubens, gestalteter Glaube bestimmen das Feld – ethische Überlagerungen treten zurück.

### 6. Ansatz bei der Taufe

Christian Möllers Mahnung, eine Gemeinde auf ihren Reichtum hin anzusehen und nicht auf ihren Mangel, nehme ich auf. Beim Reichtum, bei der Gabe einzusetzen, heißt, mit der Taufe zu beginnen. Möller zitiert in diesem Zusammenhang eine Predigt von Ch. Blumhardt über den verlorenen Groschen. In der Taufe ist uns alles geschenkt. Wir sind gefundene Leute. So wird der Anfang gemacht (Vgl. Christian Möller, *Lehre vom Gemeindeaufbau*, Bd. 1, Göttingen 1987, S. 260–263).

#### *Neue Perspektiven*

##### a) Konvivenz, Erfahrungen in Indien

Den Reichtum haben wir deutlich zu machen. Das ist möglicherweise in den neunziger Jahren schwieriger als früher. Wir leben in einer postchristlichen Zeit und gehen nicht unbefangen mit den großen Verheißungen um. Daß Gottes Wort hält, was es verspricht, diese Zusage wartet und verlangt nach Erleben und Bestätigung. Mir hat sich dieser geheimnisvolle Zusammenhang besonders in Indien aufgetan.

Wir besuchten die Adivasis – Ureinwohner Indiens in den Eastern Gaths. Wir waren „missionarisch“ unzureichend oder gar nicht vorbereitet. Es gab große Sprachprobleme. Aber wir waren da – „da“ in einer Wachheit, die mich an Thoreau erinnert. Wir wohnten im Dorf. Wir aßen Reis und Dull wie die Adivasis. Wir tranken Hirsebier mit ihnen und saßen abends in kleiner Runde am Feuer. Sie brachten uns Holz und Wasser – und wir wuschen ihre Wunden. Wir spürten den Zwang, den die Geister über die Menschen im Dorf ausübten und konnten uns selbst dem Druck kaum entziehen, wenn sie übermächtig wurden. Wir beteten gemeinsam und blieben zusammen, als das Unglück hereinbrach.

Menschlich gesehen haben die Adivasis keine Chance, im Industriegebiet von Orissa zu überleben. Aber das weiß ich ganz gewiß, daß sie Gottes sind – liebenswert, unendlich kostbar in ihrer und trotz ihrer elenden, aussichtslosen Situation. Wir sind oft gefragt worden, was denn in den indischen Dörfern anders war als bei uns – herausfordernder, missionarischer.

Ich denke

- unser Da-sein, unser Miteinander-sein
- ihr Interesse an uns – unser Interesse an ihnen
- eine hohe Kommunikationsbereitschaft
- eine ungewöhnliche Wohn- und Lebensgemeinschaft
- Offenheit für Leben und Glauben
- Separierte Sonntage gab es nicht, separierte Gottesdienste auch nicht. Mitten im Haus, mitten auf dem Feld war Gottes Herrschaft angefragt.
- Spürbare Erfahrung der Herrschaft Gottes. Erfahrung des Herrschaftswechsels. Christus war da, bevor wir den Mund aufmachten.

#### b) Nähe und priesterliches Gegenüber

Läßt sich diese Erfahrung auf unser Pfarrersein in Deutschland in den nächsten Jahren übertragen? Erfahrungen sind nicht übertragbar. Auf das aber, was mit „Konvivenz“ gemeint ist, könnten sich auch andere einlassen. Im gemeinsamen Leben und Glauben steckt etwas Verheißungsvolles, ja Verlockendes. Kirche und Gemeinde hätten dann die Aufgabe, zum ewigen Fest einzuladen und würden ihre Freude darin finden, miteinander zu teilen, zu lernen und zu feiern und so an der Sendung Gottes in der Welt teilzunehmen.

Dies könnte – anders gewendet – Wach-sein und Beten heißen.

Menschen ganz nahe sein, aber auch ansprechbar bleiben auf ein priesterliches Gegenüber. Pfarrerbild und Kirchenverständnis gehören zusammen.

Die Kirche als Heilsanstalt verlangt andere Priester und Pastoren als eine Kirche, die sich als Gemeinschaft zum Leben, Teilen, Lernen und Feiern versteht.

### c) Spiritualität

Spiritualität – früher sagten wir Frömmigkeit –, dem Glauben Raum und Gestalt geben, dürfte für das Pfarrersein im nächsten Jahrzehnt von Bedeutung werden.

Ich verweise auf Fulbert Steffensky: Wo der Glaube wohnen kann.

- Sich Zeit nehmen, am Morgen die Tageslosung zu lesen und zu meditieren.
- Den Mut aufbringen, sich an einen geistlichen Lehrer oder eine Lehrerin zu wenden und sich um geistliche Leitung und Begleitung zu bemühen.
- Den Gottesdienst neu zu entdecken für den Sonntag und den Alltag.

Auf diesem Weg ließe sich der Glaube neu aneignen; so könnte Spiritualität wachsen und Gestalt gewinnen (Vgl. dazu Fulbert Steffensky, Wo der Glaube wohnen kann, Stuttgart 1989, S. 46–51).

Wachen und Beten bedeuten nicht Zwang, heißen nicht Nötigung, ein bestimmtes Verhalten an den Tag legen, sondern meinen nichts anderes, als den Reichtum der Taufe wahrzunehmen und daraus zu leben.

Jesu Mahnung, zu wachen und zu beten, gilt nicht nur den Jüngern und nicht nur den Amtsträgern, sondern allen, die mit Ernst Christen sein wollen. Wachen und Beten ist die Grundlage für die öffentliche Predigt, für das „publice docere“ **und** für die allen Getauften aufgetragene Verkündigung, für die Predigt im Haus und am Arbeitsplatz, für die Predigt mit gefalteten **und** mit tätigen Händen.

Beten ist Tätigkeit in höchster Form. Das benediktinische ora et labora – bete **und** arbeite – bedeutet nicht, daß unter Christen ein untätiges, bequemes und verantwortungsloses Beten denkbar wäre.

Der Pastor braucht für seinen Dienst Mit-Beter. Es ist nicht belanglos, ob er allein bleibt oder ob sich im Pastorat Mitbeter finden. Viel wird davon abhängen, ob die Pfarrfrau oder der Pfarrmann auch in Zukunft wach bleiben und mitbeten. Mehr noch als früher wird der Pastor auf das Gebet der Kirche, der Mitpastoren und Gemeindeglieder, der Mitarbeiter und der Stillen im Lande angewiesen sein.

Er ist der Anwalt des öffentlichen Gebets. Sie halten Wache und beten im Verborgenen. Wie Kirche und Gesellschaft auf das öffentliche Gebet

angewiesen sind, brauchen die Pastoren das Gebet im Verborgenen, das ihre Arbeit trägt.

#### d) Mystagogie oder „erglauben“ der Kirche

Schließen möchte ich mit Luthers Erkenntnis: „Kirche (und entsprechend Pfarrersein) will nicht ersehen, sondern erglaubt sein.“ (Vorrede auf die Offenbarung St. Johannis).

Daraus folgt, daß wir uns weder müde zurückziehen noch hektisch auf Projekte stürzen sollten, sondern uns an das Geheimnis des „oikodomein“ oder an die Mystagogie heranführen lassen. „Oikodomein“ zielt nicht auf eine Aktivierung oder Veröffentlichung von Gemeinde, „oikodomein“ ist ein Verbergen von der Art, wie ein Saatkorn in die Erde verborgen wird. Es ist zwar dem Augenschein entzogen, hat sich aber keineswegs in nichts aufgelöst. Es braucht sogar diese Verborgenheit, damit überhaupt neues Leben, Frucht, entstehen und wachsen kann, während der auf nackte oder gar auf zementierte Erde fallende Same zwar zu sehen ist, aber nutzlos verkommt. Deshalb heißt es in Kol 3,3 mit Blick auf die Getauften: „Euer Leben ist mit Christus verborgen in Gott.“ „Durch die Taufe ist der Mensch also nicht einfach verschwunden, sondern sich selbst heilsam entzogen und verborgen und zum Geheimnis geworden“ (Christian Möller, Lehre vom Gemeindeaufbau, Bd. 2, S. 271).

Diesem verbergenden Erglauben von Kirche entspricht die Mahnung und Ermächtigung Jesu an uns – seine Glieder in der Gemeinde oder im Pfarrdienst – hellwach sein und zu beten; denn das Gebet, das seine Erfüllung in sich trägt, bedeutet tatsächlich, daß wir betend Räume öffnen, die uns sonst verschlossen bleiben, daß wir uns betend in Gottes Bewegung hineinziehen lassen, die sonst an uns vorüberginge, und daß wir Menschen, für die wir beten, heilsam sich selbst entziehen und in Gottes Liebe verbergen, wo sie wirklich wachsen können.

Pfarrersein in den kommenden Jahren – ja, das müßte eine betende Pfarrerschaft bleiben und werden, die weiß, daß Gottes Wort nie leer zurückkommt und die hellwach auf den zugeht, um dessen Kommen sie betet.

Er aber, der Gott des Friedens, heilige euch durch und durch und bewahre euren Geist samt Seele und Leib unversehrt, untadelig für die Ankunft unseres Herrn Jesus Christus: Treu ist er, der euch ruft; er wird's auch tun (II Thess 5,23f).